Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 50

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648348

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Martha Schwester — aus der Sphähre wirklichkeitsentrückter Schau auf die Erde herunter zu nehmen und aus ihr einen Menschen mit Fleisch und Blut und ein Objekt psychologischer Analyse zu machen. Nein, so war es vom Dichter auch nicht gemeint. Wohl läßt er die schöne Jungfrau von Bethanien sich auf der Ebene reiner Menschlichkeit bewegen, läßt sie die Gestalt des Heilandes zuerst mit dem Herzen eines liebenden Weibes erleben. Aber er tut das mit echt dichterischem Feingefühl und mit religiösem Verantwortungsgefühl. Seine Maria ist wohl ein Mensch, und sie muß ein Mensch sein, wie wollten wir andere Menschen ihren Schmerz um den Verfolgten und später um den Gekreuzigten verstehen und ganz erfassen können. Ja, sie war ein Mensch, aber der Dichter macht aus ihrer Gestalt ein Gedicht; er umwebt sie mit dem Strahlenkranz der Erkorenen, zum Erkennen höchster religiöser Werte Erkorenen. Und dadurch wird diese amie de Jesus glaubhaft. Mehr noch, sie wird zum inneren Erlebnis. — Der Raum fehlt uns hier, unseren Gedanken und Empfindungen über dieses Buch so Ausdruck zu geben, wie wir gerne möchten. Es ist uns das Buch wie ein Geschenk aus Freundeshand, ein sinn- und beziehungsreiches Weihnachtsgeschenk. Wir danken ihm dafür. H. B.

* * *

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Wie hilflos sah sie zu Geninde herüber. Als hätte der ihre Enttäuschung gefühlt, fragte er:

„Haben Sie schon einmal einen Kostenvoranschlag gemacht, Herr Brandt?"

„Hier, bitte!" Brandt reichte Geninde ein Blatt herüber.

Geninde sah die Zahlenkolonne durch, nahm ein Blatt Papier — rechnete.

„Also ich denke wir versuchen es für ein Jahr. Solange stelle ich den Betrag für eine Lehrkraft zur Verfügung."

Sabine war rot geworden. Strahlend nickte sie Geninde zu. Ihr herbes Gesicht war weich und freudvoll. Da nickte auch er zu ihr herüber. Es war nur eine kleine Bewegung. Nur für einen Moment war er ihr nahe, aber schon vertiefte sich ihre Freude.

Wie auf eine stillschweigende Verabredung gesellte sich Geninde beim Herausgehen zu Sabine.

„Fahren Sie, gnädiges Fräulein?"

„Lieber ein Stück gehen", sagte sie schnell und verabschiedete sich beinahe unhöflich von der Kollegin Kube.

Ueber der Dominsel standen die Sterne sehr sommerlich, es duftete nach Jasmin. Holunder mußte irgendwo blühen.

Sabine schwieg eine Weile — sie wollte jetzt nichts anderes als die Schritte Genindes im gleichen Klang neben sich hören — und zu wissen, er war neben ihr, wenn auch nur für eine kurze Stunde. Aber man durfte sich an dieses persönliche Glücksempfinden nicht zu lange hingeben. Wer mochte wissen, wann sie einmal wieder so zusammen sein würden. Es war ja die letzte Sitzung vor den Ferien.

„Unsere Mädchen im Marthastift werden glücklich sein, daß sie ihre Schneiderwerkstatt bekommen. Wie schön, Herr Geninde, daß Sie das tun wollen."

„Ach, Fräulein Keinow, ein Tropfen auf den heißen Stein. Was nützt das alles. Es bleibt viel zu tun. Manchmal denkt man, es hat keinen Sinn, Einzelnen zu helfen — wo so viel allgemeines Unglück ist."

„Und doch führen Sie selbst den Gegenbeweis gegen sich selbst. Sie mühen sich doch auch immer um den Einzelnen. Im Fall Becker zum Beispiel."

„Und ich werde vielleicht wieder einmal scheitern. Es sieht so schlecht aus. Sie wissen ja."

„Vielleicht darf ich Ihnen etwas erzählen, was dem Becker nützen kann. Es ist nicht viel —" sagte sie schnell — „gegenüber der Anklage. Nur ein kleines freundliches Licht auf seinen Charakter."

Und sie erzählte von Erna Bunzel.

„Als ich die Erna damals aus ihrem schrecklichen Milieu herausnahm, ahnte ich nicht, welche Beziehungen sich daraus entwickeln würden. Nun stellte sich heraus, eigentlich ist es Becker gewesen, der sie damals gerettet hat. Sie war aus Angst vor dem rohen Stiefvater aus dem Hause gelaufen. Geldmittel hatte sie nicht. Sie bettelte so herum und wäre beinahe unter die Räder gekommen. Da hat Becker sie gehalten. Sie hat es mir nicht ganz deutlich gesagt, sie schien so weit zu sein, daß sie in die Oder gehen wollte. Jedenfalls hat Becker sie dort im Park, wo die Wendling", unterbrach sie sich. „Ja, also diese Erna Bunzel verdankt es Becker, daß sie noch lebt. Und denken Sie, er hat zu ihr gesagt, er müßte ihr doch helfen, sie hätte doch auch das Mal."

Geninde hatte stumm zugehört. Sabine spürte wie sehr wach er war.

„Ich habe es immer gedacht", sagte er endlich nachdenklich, „diese Entstellung Beckers geht weit über das Aeußerliche hinaus. Dies ist einmal auch in der Seele. Er hat offenbar schon immer darunter gelitten. Auch in der Schule. Beim Studium, bei der Stellungssuche. Vielleicht war's ihm, als wenn man ihm selbst etwas gutes getan hätte, wenn er dem Mädchen half. Ich danke Ihnen, Fräulein Keinow. Eventuell wird man diese kleine Bunzel als Leumundszeugin laden. Das ist Ihnen doch recht?"

„Eigentlich bin ich als Fürsorgerin nicht sehr erbaut davon, Herr Geninde. Je weniger man die Mädchen der Oeffentlichkeit aussetzt, umso besser!"

„Nun, Fräulein Keinow, dann verzichte ich selbstverständlich auf Benennung der Erna."

Sabine sagte voll Wärme und schnell:

„Wenn es allerdings Ihnen etwas nützen kann, muß ich sehen, meine Bedenken zurückzustellen. Ich möchte — ich wünschte — ich könnte Ihnen helfen."

Geninde fühlte aus der Dunkelheit heraus ihr schnelleres Atmen. Auch er schwieg, unruhig und bedrückt.

Die Straße war leer. Eine Baumgruppe von der Anlage drüben auf der anderen Seite verstellte ein Stück des Himmels und der Sterne.

Warum sagt er kein Wort, dachte Sabine von hoffnungsloser Trauer angerührt. Erst jetzt begriff sie ganz, sie hatte sich an diese kleine Nachricht von Becker geklammert, wie ein schmales Verbindungsseil zwischen Geninde und sich. Und nun war auch das wieder vorbei. Schon war nichts mehr zwischen ihnen als dies trübe Schweigen. Sowie das Berufliche erledigt war, zog Geninde sich in sich zurück — dorthin, wo sie ihn nicht erreichen konnte. Würde es immer so sein? Wie mußte er noch an die Frau gebunden sein, die ihm genommen worden war. Gegen einen lebendigen Menschen konnte man ankämpfen. Gegen einen Toten nicht. —

Da sprach Geninde aus dem Dunkel. Hatte er ihre Gedanken vielleicht doch gespürt? Hatten sie ihn erreicht in ihrer Einsamkeit?

Fräulein Keinow, Sie sind doch immer so voll Wärme zu mir und Güte —"

„Ach, Güte", es war eine Gegenwehr, verzweifelt, schamhaft.

Alles hätte sie hören wollen, nur nicht dieses „Güte". Dann schon lieber gar nichts. Wie weh ihr Herz tat.

„Verzeihen Sie, Fräulein Keinow, wenn ich nicht den richtigen Ausdruck wählte. Ich bin so wenig gewohnt, persönliches zwischen mir und anderen Menschen zu besprechen. Aber es muß doch einmal sein. Fräulein Keinow, ich möchte Sie warnen."

Nun brach doch der Stolz auf, steil wie eine Flamme die Liebe überwehend:

„Warnen, Herr Rechtsanwalt?"

Es klang sehr hochmütig und abweisend.

„Ich wüßte nicht, inwiefern ich eine Warnung brauche."

Ich lüge ja, dachte Sabine verzweifelt, ich brauche keine Warnung, vielmehr, sie kommt zu spät, — viel zu spät. Wenn er es ist, vor dem er mich warnen will?

„Fräulein Keinow", sagte die dunkle traurige Stimme wieder. „Sie müssen nicht trotzig sein oder stolz, wie man es auch nennen könnte. Ich weiß, es gibt da so Gesetze, — ein Mann hat so zu sein und eine Frau so, der eine darf seine Gefühle zugeben, der andere darf es nicht. Fräulein Keinow, wer das Leben erfahren hat, wie ich, der kann nicht in diesem engen Bezirk der Konvention denken. Vor allem Ihnen gegenüber nicht."

Er blieb stehen — und auch sie verhielt ihren Schritt. In der halben Dunkelheit sah sie seine Augen mächtig und mit einer traurigen Zärtlichkeit in die ihrigen dringen. Aber sie konnte jetzt nur die Trauer als das Ueberwiegende fühlen.

„Sprechen Sie", flüsterte sie.

Ganz bereit war ihre Seele, ihn zu verstehen, ihn in sich aufzunehmen ohne eigenes Wünschen.

„Fräulein Sabine, ich bin kein Mann, der einer Frau Glück bringen kann. Ich habe eine liebe, geliebte Frau gehabt, ich habe erst zu spät erkannt, wie ich hätte zu ihr sein müssen. Ich bin ein schwerer Mensch, Fräulein Sabine. Ich kann mich nicht aufschließen und das kann eine Frau verlangen, die mit einem Manne lebt."

„Verlangen?" fragte Sabine zurück, „kann man verlangen? Kann man nicht höchstens hoffen und warten?"

Das Wort schwang dunkel und hallend zu Geninde. Es war das gleiche Wort aus Annettes Brief an Thomas Mintheffer. Der Tod hatte Annette nicht erlaubt, zu warten. Wäre im Leben ihrem Warten Erfüllung geworden? Wer konnte es wissen? Auch seine eigene Entwicklung war ja durch Annettes Tod in eine ganz andere Bahn gelenkt. Aber kaum in eine, die mit der helleren Lebensbahn einer liebenden Frau zusammentraf.

„Nein, ich bringe einer Frau kein Glück, Fräulein Sabine", wiederholte Geninde.

„Was ist Glück?"

Das Mädchen fragte es aus der Dunkelheit zurück. Wie tief ihre Stimme ist, mußte er denken.

„Jeder denkt sich Glück anders. Wie können Sie wissen, was einer Frau Glück sein kann?"

Damit habe ich ihm ja meine Liebe eingestanden, brannte es in einem letzten Stolz in ihr auf. Aber das galt gleich. Er wußte ja ohnehin alles. Und auf einmal schämte sie sich ihrer hoffnungslosen Liebe nicht mehr. Er war keiner von den Männern, denen Liebe billiger Triumph war. Er hatte selbst zu schwer und tief gelitten. Er verstand.

„Vielleicht weiß ich das wirklich nicht, Fräulein Sabine. Jeder Mensch macht sich ja sein besonderes Bild vom Glücklichsein. Und doch, ich glaube, es ist im Grunde fast immer das Gleiche, was man ersehnt. Zusammengehörigkeitsgefühl, Einander-Verbundensein. Gerade das habe ich nie vermocht, ich war immer Gefangener meiner Arbeit."

„Dann müßte man Sie frei machen." Sabine sagte es heiß beschwörend. War da noch ein Weg zu ihm?

Aber Geninde schüttelte den Kopf.

„Einmal, Fräulein Sabine, hat mir das Schicksal die Ohnmacht menschlichen Fühlens und menschlichen Denkens gezeigt. Ich habe versagt in Bezug auf meine Ehe. Wer das erfährt, der wird nicht wieder frei zum Glück und Glauben."

„Nie?"

„Ich glaube, nie. Es ist am besten, man läßt mich in dem Bezirk, in dem ich allein etwas wie Genüge finde, in der Arbeit."

Sie senkte den Kopf. Es gab nichts mehr zu sagen. Nichts zu widersprechen. Er wies ihr den Platz an, den sie einnehmen mußte. Und dieser Platz war nicht neben ihm.

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Sabine", klang es aus dem Dunkel, „ich habe Ihnen weh getan?"

Und als sie nicht antwortete:

„Hier sind wir an Ihrer Bahn — nun finden Sie allein?"

Dies Abschiedswort war wie ein Symbol. Ich werde von nun an immer allein finden müssen, ohne ihn, dachte sie, als sie in die Nacht hineinfuhr. Krampfhaft sah sie hinaus. Die Mitfahrenden brauchten ihr Gesicht nicht zu sehen und nicht ihre Augen, die von Tränen brannten.

Die kleine Wohnküche bei Erna Bunzels Mutter, Frau Lehmann, war bis in die letzten Winkel sauber.

Wie sie das immer noch machen, unsere Frauen, dachte die junge Fürsorgerin Krüger, die Helferin Sabine Keinows, den ganzen Tag unterwegs nach Arbeit und doch halten sie mit den paar Pfennigen immer noch die Sache aufrecht.

„Na, und der Mann, Frau Lehmann, immer noch keine Arbeit?"

„Er versucht es immerfort, Fräulein Krüger. Aber Sie wissen ja — 'nen Säufer nimmt niemand gern", die Frau machte eine hoffnungslose Bewegung mit den Händen. Sie waren rot, rissig, ein paar Finger etwas gichtig verkrümmt.

Lisbeth Krüger sah auf diese verarbeiteten Hände:

„War doch Zeit, daß Sie mit der Wäscherei aufhörten, Frau Lehmann. Sonst wär's mit der Gicht noch schlimmer geworden. Erst haben Sie so gejammert, und nun geht's doch mit den Aufwartestellen ganz gut, nicht wahr?"

Frau Lehmann hatte viel Falten in einem noch nicht alten Gesicht. Ihre Augen waren von trauriger Ausgeblaßtheit. Sie hatte etwas Demütiges und zugleich Erschrecktes an sich.

Die Tochter, die Erna, würde einmal ebenso aussehen, stellte Lisbeth Krüger bei sich fest, wenn es nicht gelang, ihr ein besseres Leben zu schaffen.

„Ach Gott, Fräulein Krüger, gehen tut alles. Bloß, ich habe halt an der anderen Arbeit gehangen."

„Na, wissen Sie, Frau Lehmann, ich kann mir das gar nicht so herrlich denken, anderer Leute schmutzige Wäsche zu waschen."

„Na ja, zuerst, wenn die Wäsche kommt, da ist sie ja schmutzig, aber dann, wenn man sie gewaschen hat, man sieht doch, wie es akkurat wird und sauber. Schön ist das, wenn alles so sauber ist. Die Aufräumestelle? Ja, ja, man tut doch verdienen. Aber es ist keine so saubere Arbeit. Ich mag es so gern, wenn ich alles klar kriege, Fräulein Krüger. Und deswegen bin ich traurig, daß ich nicht mehr waschen darf."

Die kleine Helferin schwieg. Eigentlich erschütternd, wie ein Mensch wie diese Frau Lehmann an einem so schweren Broterdienst hing. Alt war sie vor der Zeit geworden. Die Gicht saß ihr in den Fingern. Aber sie hatte offenbar eine geradezu fanatische Beziehung zu ihrer Arbeit.

„Na, es sieht ja bei Ihnen auch blitzblank aus, Frau Lehmann, da können Sie sich doch auch freuen."

Die Frau zuckte die Achseln:

„Außen ja, Fräulein Krüger, aber —"

Lisbeth Krüger wußte, was die Frau sagen wollte. Da war die Geschichte mit dem Mann. Seitdem er bei der Zuckerfabrik entlassen worden war, hatte er sich vollkommen verändert. Er trank. Er randalierte. Die Frau hatte es schwer mit ihm. Bekam er einmal Arbeit, schickte man ihn bald wieder fort.

„Na, aber Ihrer Tochter geht es doch ordentlich, Frau Lehmann, seitdem sie bei Herrn Direktor Keinow im Hause ist. Da müssen Sie sich doch freuen."

„Tu ich ja auch, Fräulein. Ich freu' mich, daß die Erna jetzt bei Fräulein Keinow ist. Vorher in der Stelle, da hat sie es doch nicht gut gehabt. Aber ich hab' sie halt nicht im Haus, das Mädel. Ich habe sie doch nicht bei mir."

Die ausgeblaßten Augen überzogen sich mit einem trüben Schein.

„Es ist doch bloß das Mädel, das ich hab', Fräulein Krüger, sonst nichts."

„Na, das wird sich auch mal wieder finden. Vielleicht macht sich's mal wieder, daß die Erna zu Ihnen ins Haus kommt. Man kann ja nicht wissen, wie alles wird."

„Ins Haus? Die Erna? Die kann nie mehr ins Haus."

Etwas wie Angst war in Blick und Stimme.

Die Fürsorgerin fragte erstaunt:

„Warum denn nicht, Frau Lehmann? Das können Sie doch nicht wissen."

Fortsetzung folgt.